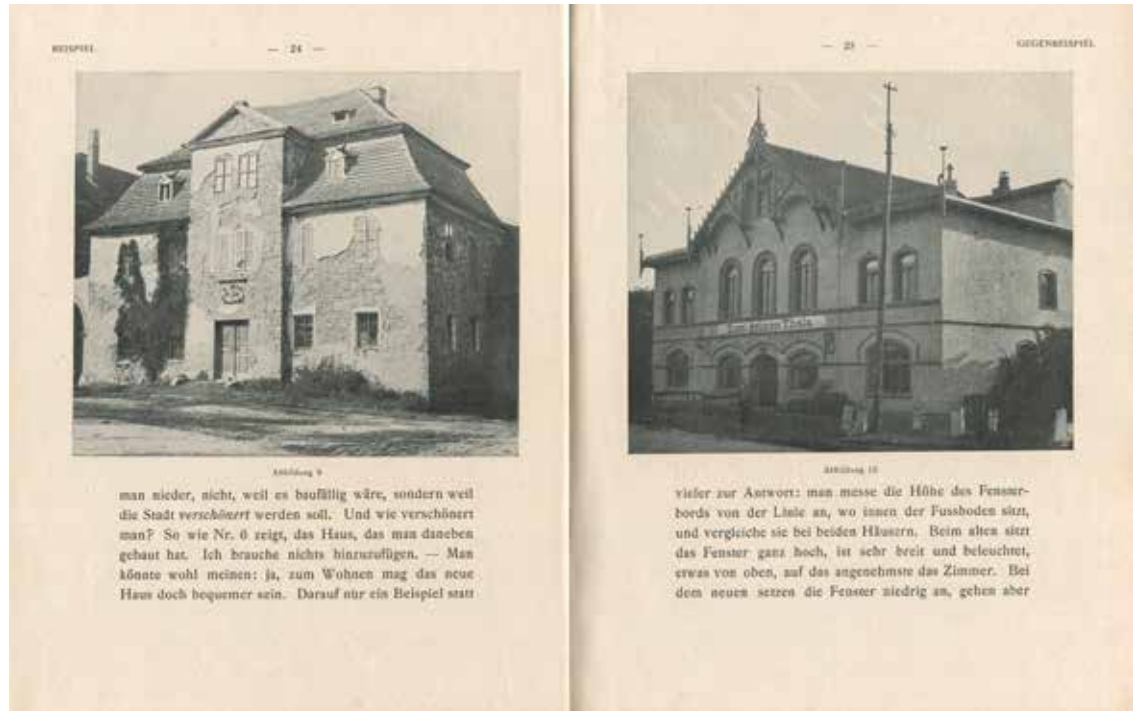


Von Bausünden, architektonischem Anstand und einigen Fallstricken der «Baukultur»

Melchior Fischli

1 Paul Schultze-Naumburg: *Kulturarbeiten*, Bd. 1, 1901: links das positiv besetzte «Beispiel», rechts das negativ verstandene «Gegenbeispiel».

1 Paul Schultze-Naumburg, *Kulturarbeiten*, vol. 1, 1901: on the left the positive 'example', on the right the negative 'counterexample'.



Als in den 1990er Jahren die ersten Anstrengungen unternommen wurden, ein neues Politikfeld zu etablieren, tauchte die «Baukultur» aus der sprachlichen Versenkung auf. Man wollte sich damit wohl auf einen Begriff beziehen, der ungefähr dasselbe heisst wie «Heimatschutz», oder wie «Heimatschutz» einmal meinte, der sich aber nicht durch seine unanständige Vergangenheit diskreditiert und durch seine unpassenden Assoziationen unmöglich macht. Das war leider eine vergebliche Hoffnung, wie auch schon festgestellt wurde.¹ Der Begriff der «Baukultur» hat ungefähr die gleiche Geschichte wie der «Heimatschutz», und diese Geschichte ist auch ungefähr mit denselben Fallstricken versehen. Gerade im Hinblick auf ein Zusammendenken von Baukultur und Denkmalpflege kann ein Blick zurück das Verständnis für die heutige Debatte schärfen.

Baukultur anno dazumal

Im 19. Jahrhundert war der Begriff der «Baukultur» nicht geläufig, doch er taucht gegen 1900 immerhin ganz vereinzelt auf, was nur beweist, dass es nicht

schwierig war, ihn zu erfinden. Von Anfang an diente er dazu, die vernakuläre Bautradition in der Breite zu bezeichnen, die man damit von der – akademischen – «Architektur» abgrenzte und so überhaupt als ernst zu nehmenden Gegenstand konstituierte.² Etwa um 1910 verbreitete sich der Begriff rasant im Umfeld der Heimatschutzbewegung in allen deutschsprachigen Ländern. Welche Publikation Anlass dazu gab, lässt sich schwerlich mehr ausmachen; einige Jahre später sind die Belege für den Begriff nicht mehr zu zählen – ob es nun darum ging, den Sinn für die «Schönheiten der selbstgewachsenen schweizerischen Baukultur früherer Zeiten» zu wecken, ob man freudig das «Werden einer lebendigen modernen Baukultur» beobachtete oder die kurz zuvor entstandenen Brückenbauten und Stationsgebäude der Rhätischen Bahn als ein «Stück heimischer Baukultur» lobte.³

In der Heimatschutzbewegung war der Begriff, wie wir sehen, mit einem Programm verbunden (und er implizierte seither meist die «hohe» Baukultur): Das Ziel bestand darin, die gestalterische Qualität der gebauten

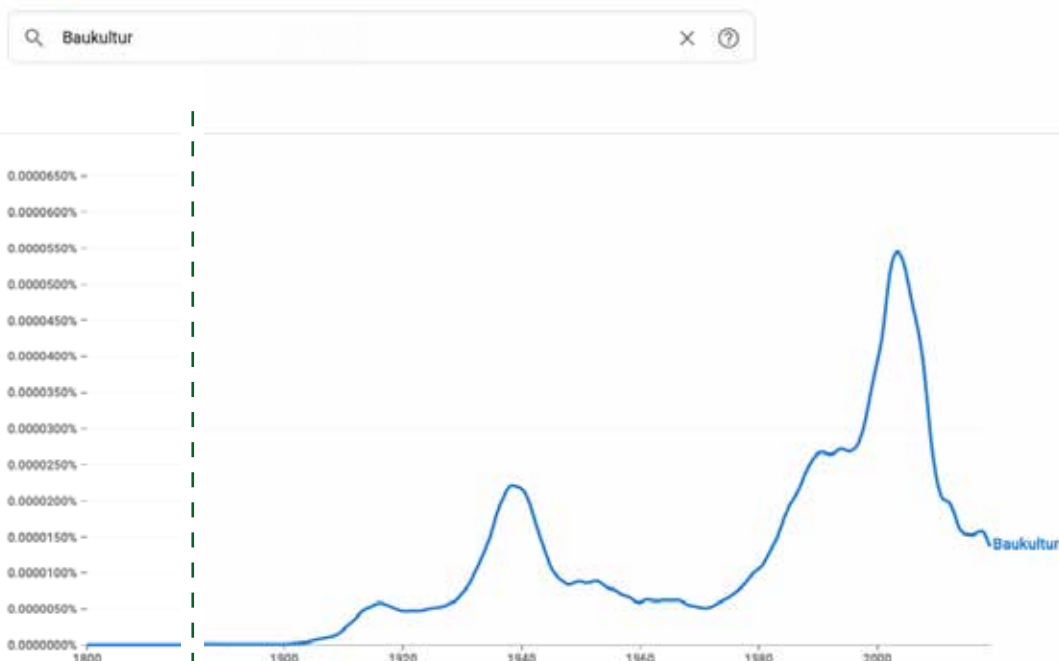
Umwelt zu heben, und der Weg dorthin führte eben nicht über die Realisierung architektonischer Preziosen, sondern über die Förderung der Baukultur in ihrer Breite. Der Begriff der Baukultur stand für den Bezug auf das einfache und alltägliche Bauen; er stand für die Auffassung, wonach gerade dieses alltägliche Bauen ein viel getreueres Abbild des Kulturganzes ergebe als die (tendenziell elitären) Hervorbringungen der Monumentalarchitektur, und er stand für die Forderung nach dem Anschluss an eine kulturelle Tradition, die man als ortsgelunden, landschaftlich geprägt – wenn man wollte: als «bodenständig» – verstand.

Im Grundsätzlichen handelt es sich um ein Programm, das weitgehend von Paul Schultze-Naumburg und seinen *Kulturarbeiten* geprägt wurde und das seit mehr als 100 Jahren den Kernbestand der Heimatschutzbewegung bildet.⁴ Auch wenn Schultze-Naumburg – was vielleicht fast schon erstaunt – den Begriff der Baukultur in den ab 1901 erschienenen Bänden *Kulturarbeiten* noch nicht benutzte, stand der Rekurs auf die «Kultur» im Reihentitel für dasselbe Konzept: Aus der Sorge um den rasanten Wandel von Stadt- und Landschaftsbild ergab sich für Schultze-Naumburg wie für etliche andere Zeitgenossen die Forderung nach einer Reform der Gegenwartsarchitektur. Zweck der Buchreihe war es in diesem Sinn, «der entsetzlichen Verheerung unseres Landes auf allen Gebieten sichtbarer Kultur entgegenzuarbeiten», wie Schultze-Naumburg im Vorwort des ersten Bandes schrieb.⁵ Die Lösung, die er dafür anzubieten hatte, bestand in der Forderung nach dem Anschluss an eine einstmals vorhandene «Tradition», während Architektur und Städtebau der eigenen Gegenwart, das heisst des ausgehenden 19. Jahrhunderts, als

ein eigentlicher Traditionsbruch erschienen (Abb. 1). Ausdrücklich ging es Schultze-Naumburg dabei – und das war neu – nicht um die herausragenden Werke der Monumentalarchitektur, sondern um das Vorbild zur Anwendung in der Breite. So meinte er mit Blick auf die Architektur- und Kunstgewerbereform der Jahre um 1900, es hätte zwar «eine Bewegung eingesetzt, die mit gewaltigen Kraftanstrengungen arbeitet, aber ihre Arbeit vorzugsweise den Luxusbedürfnissen oder doch den Bedürfnissen der Bemittelteren zugewandt hat», und auch bei den von ihm als vorbildlich propagierten Bauten handelte es sich durchwegs um Beispiele aus dem Bereich der gewöhnlichen und anonymen Vernakulärarchitektur, um die «Alltagskost» der Architektur, wie es in den Bänden heisst.⁶ Entscheidend für den Kampf gegen die «Bausünden» der Gegenwart war nicht das avantgardistische Meisterwerk, sondern der «Anstand» im Umgang mit dem Stadt- und Landschaftsbild.

Es ist eigentlich nicht weiter erstaunlich, dass wir dieses Programm mutatis mutandis heute noch unterschreiben könnten, auch wenn es durchaus eine Überlegung in historischer Relativität wert ist, weshalb uns die Bausünden der Belle Époque etwa in Gestalt von Schultze-Naumburgs «Gegenbeispielen» heute mitunter fast ebenso faszinieren wie die damals als Antithese formulierten Musterlösungen. Man darf sich aber sicher sein: Wenn man die Bändchen heute mit den landläufigen dreigeschossigen Renditeblöcklein aus dem periurbanen Raum, mit Steingärten, Gabionen oder polierten Granitstelen illustrieren würde, wir würden Schultze-Naumburg fast rundweg zustimmen. Unserem guten Gewissen steht dabei freilich die Person

Google Books Ngram Viewer



2 Konjunktoren des Begriffs *Baukultur* gemäss Google Books Ngram Viewer, 1800–2020.

2 Occurrences of the term 'Baukultur' according to Google Books Ngram Viewer, 1800–2020.

Schultze-Naumburgs im Weg, der mit seiner späteren Wandlung zum Rassisten und Nazi-Kunstpropagandisten als eine der unsympathischsten Erscheinungen der deutschen Architekturgeschichte bekannt ist.⁷

Man fragt sich, wie viel Folgerichtigkeit in dieser Entwicklung lag – oder anders: Weshalb waren weite Teile der Heimatschutzbewegung in der Zwischenkriegszeit anfällig für totalitäres Gedankengut, und weshalb liess sich die deutsche Heimatschutzbewegung, die sich in den Anfängen von der schweizerischen nicht allzu sehr unterschied, so bereitwillig für den Nationalsozialismus instrumentalisieren? In Deutschland wurde «Baukultur» noch vor 1933 zu einem Kampfbegriff gegen das Neue Bauen.⁸ Vielen kam es wohl ganz gelegen, dass der Begriff der Baukultur nicht bloss etwas Volkstümlicheres meinte als die Architektur, sondern dass auch noch das «Bodenständige» mitschwang: Eine traditionalistische, an den Formen der historischen Vernakulärarchitektur orientierte, volkstümliche «Baukultur» war nun Antidot gegen die internationalistisch und akademisch vergiftete, elitär abgehobene «Architektur». Die Zeitschrift des «Blocks», der traditionalistischen Architektenvereinigung um Paul Schmittenner und Paul Schultze-Naumburg, trug den Titel *Baukultur*, und es ist in diesem Sinn kein Zufall, dass der Begriff auch im immer unparteiischen Google Ngram Viewer um 1940 sein erstes Jahrhunderthoch erreicht (Abb. 2). Nachher wurde es erst einmal still um die «Baukultur».

Baukultur heute

Das ist kein Grund, den Begriff auf den Müllhaufen oder den Bauschutt der Geschichte zu verweisen. Sehr wohl ist es aber ein Grund, uns zu fragen, woher die problematischen Seiten des Konzepts rühren. Leider muss man sich wohl damit abfinden, dass die Ausweitung der Perspektive und die ideologische Verengung in der frühen Heimatschutzbewegung eng benachbart waren: Die Entdeckung der gebauten Umwelt als Aktionsfeld wie auch die doktrinäre Verengung auf ein geglättetes Idealbild baulicher «Tradition» speisten sich gleichermaßen aus der Sorge um den Wandel des Stadt- und Landschaftsbilds. Dem so empfundenen Niedergang versuchte man abzuwehren, indem man die harmonische Weiterentwicklung des Bestehenden zum obersten Gestaltungsprinzip erhob. Problematisch erscheint dabei freilich weniger das Sensorium für die Schönheiten der «guten alten Zeit» als vielmehr der totale Gestaltungsanspruch, der Geschichte wie Gegenwart in einem homogenen Gesamtbild aufgehen lässt und damit von vornherein jegliche Differenz negiert. Wenn man weiss, wie es sein sollte, ist wenig Platz für das Unerwartete.

Nun behauptet niemand, dass wir heute ein rigides Idealbild baulicher Tradition vertreten, wenn wir nach Baukultur rufen. Geblieben ist dem Konzept aber ein Stück weit sein Hang zur Herstellung baulicher Harmonie: nämlich der Wunsch, aus der Vergangenheit

etwas herauszulesen, das man – in welchem Abstraktionsgrad auch immer – anschliessend in die Zukunft hinaus projiziert. Das kann man aus der Sicht der Denkmalpflege als Ausweitung des eigenen Fachgebiets oder zumindest als Verallgemeinerung fachspezifischer Haltungen sehen. Sowohl Vertreterinnen und Vertreter der Denkmalpflege wie auch jene der Baukultur sollten sich aber fragen, ob sie sich tatsächlich in eine solche symbiotische Beziehung begeben möchten oder ob sie ihre Anliegen nicht vielleicht doch separat verfolgen wollen – möglicherweise zum gegenseitigen Vorteil. Zumindest sei es erlaubt, den Finger auf einige Punkte zu halten, bevor man die beiden Fachgebiete ganz zur Deckung zu bringen versucht.

1. Das Problem der Idealisierung: Wenn wir Zeugnisse der Vergangenheit mit der Vorstellung einer harmonischen Weiterentwicklung im Hinterkopf anschauen, dann sind wir schnell versucht, Gesetzmässigkeiten und Entwicklungsprinzipien in das Bestehende hineinzulegen. Wenn man sich dabei auf abstraktere Prinzipien beruft, wird es nicht unbedingt besser. Versucht man nämlich, Gestaltungsprinzipien aus einer bestehenden Situation zu extrahieren, ist man notwendigerweise gezwungen, das Bestehende als etwas gesetzmässig Entstandenes zu lesen. Projiziert man aber Prinzipien in etwas Bestehendes hinein, idealisiert man die Realität auf Kosten der (scheinbaren) Zufälligkeiten. Bei jeder künftigen baulichen Entscheidung wird man jene Wahl bevorzugen, welche zu den einmal festgestellten Prinzipien passt – und im Lauf der Zeit wird das Objekt seiner rückprojizierten Idealvorstellung immer ähnlicher werden. Das kennt man zum Beispiel aus der stadtbildpflegerischen Behandlung der Altstädte im Lauf des 20. Jahrhunderts zur Genüge (Abb. 3).

2. Aufgabe der Denkmalpflege ist es nicht, stimmige Gesamtbilder zu schaffen, sondern das echte Alte zu erhalten. Die Denkmalpflege bemüht sich, aus den Hinterlassenschaften vergangener Epochen die wichtigsten Stücke möglichst lange zu überliefern. Manchmal sind diese Denkmäler identitäts- und herzensstärkend, manchmal können sie uns vielleicht Anregung geben für zukünftiges oder heutiges Bauen, manchmal können sie aber auch von erschütternden Ereignissen erzählen, von denen wir vielleicht lernen können, wie es nicht sein sollte, und manchmal sagen sie uns einfach nur etwas über vergangene Dinge – und sonst nichts. Der Baukultur-Blick dürfte tendenziell jene Denkmäler privilegieren, die als positiv besetzter Beitrag zur Geschichte der Architektur an einem bestimmten Ort oder als Teil eines stimmigen Gesamtbilds erscheinen. Das trifft auf viele Denkmäler zu – aber nicht auf alle. Vielleicht am deutlichsten fallen die «unbequemen» Denkmäler durch dieses Raster, auch wenn es sich dabei um eine eher seltene Denkmalkategorie handelt. Es gibt aber durchaus auch alltäglichere Beispiele und Etappen aus der Architektur- und der Städtebaugeschichte, die kaum unter den Begriff der Baukultur zu fassen

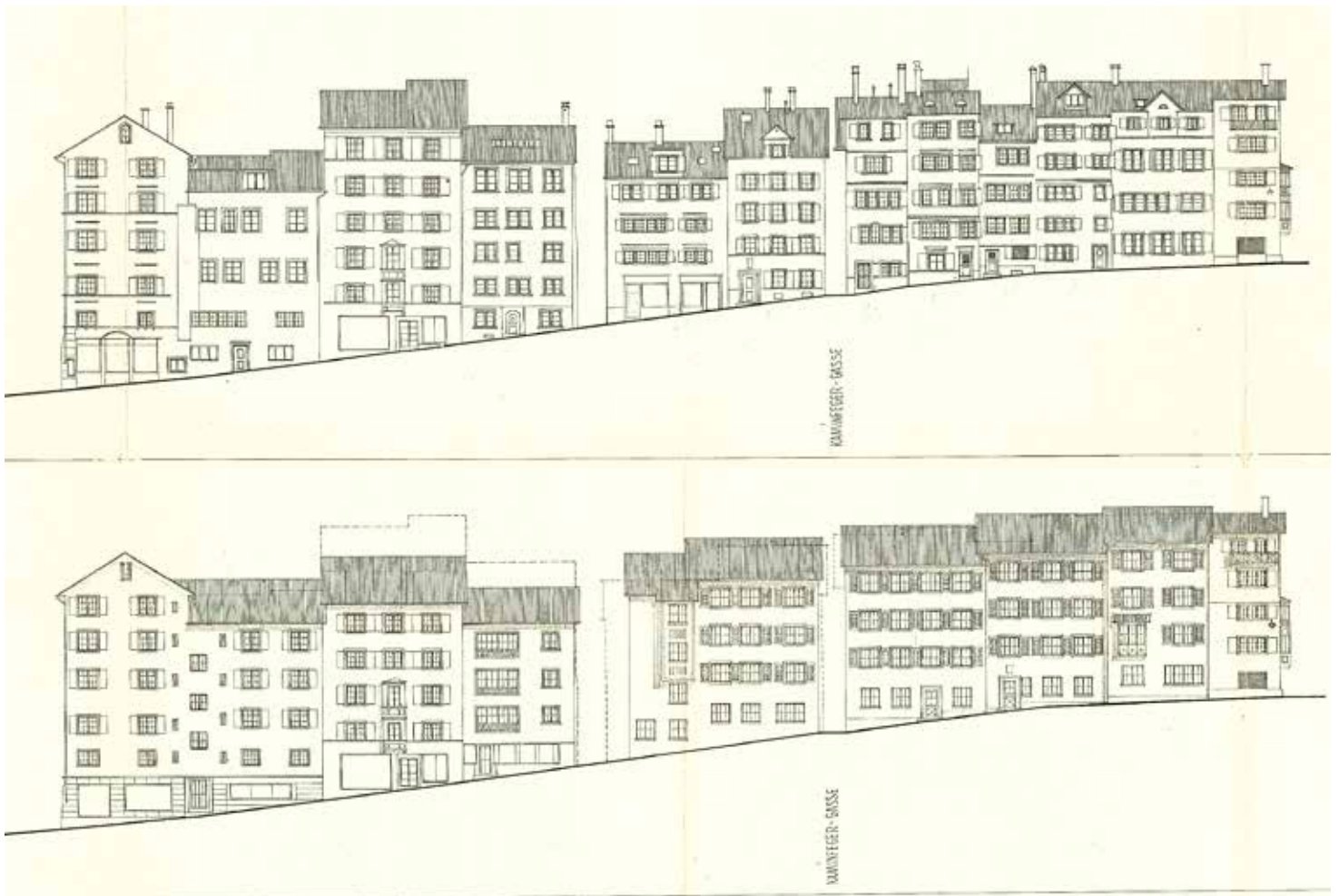
sind und deren Bedeutung mehr im Sozial-, Kultur- oder auch Siedlungsgeschichtlichen liegt. Um ein beliebiges Beispiel zu nennen: Wollen wir tatsächlich mit der Baukultur argumentieren, wenn wir über die Denkmalwürdigkeit eines Ensembles wie des Hochhausquartiers von Spreitenbach sprechen? – ein für die Schweiz in den Jahren der Hochkonjunktur ebenso wichtiger Fall wie (ex negativo) für die nachfolgende Kritik am Städtebau der Moderne ausserordentlich wichtiger Fall (Abb. 4).

3. Grenzen des Fachs: Wenn man Objekte ohne praktische Funktion überliefern will, weil sie uns etwas über eine Zeit sagen können, die ganz anders war, als unsere eigene es ist, und wenn man einen grossen Aufwand betreiben will, weil diese Objekte in verschiedener Hinsicht so gar nicht mehr unseren heutigen Anforderungen entsprechen, dann funktioniert dies bestens, solange man es als Ausnahme betreibt. Wenn man die

Ausnahme aber zur Regel macht, könnte dies auf das Fach selbst zurückschlagen. Wenn man die Grenzen des Fachs zu weit fasst und wenn denkmalpflegerische Forderungen einen zu grossen Anteil des Baubestands betreffen, wird man zunächst einmal geneigt sein, überall ähnliche Kompromisse zu verfolgen: Bei einem sehr breiten Denkmälerbestand durchgehend die Erhaltung der Substanz zu fordern, ist schlichtweg nicht möglich. Praktikabel ist höchstens eine ausgeweitete Ortsbildpflege, doch können wir dies aus denkmalpflegerischer Sicht wohl kaum wollen. Auch dürfte eine solche Ausweitung des eigenen Fachgebiets in der Öffentlichkeit kaum auf Zustimmung stossen. Die Denkmalpflege sollte sich hüten, einen allzu grossen Bereich des Bauens mitprägen zu wollen; sie wird sonst gegenüber der Öffentlichkeit in einen kaum abzuwehrenden Rechtfertigungsdruck kommen. Teilweise sehen wir heute schon die Folgen dieser Tendenz. Im Interesse des Fachs ist es wichtig, dessen Grenzen zu kennen.

3 Zürich, Altstadtsanierung: Bestand 1951 (oben) und Sanierungsprojekt (unten) für eine Häuserzeile (Fortunagasse) im Sinn der damaligen Vorstellungen von Stadtbildpflege: Vereinheitlichung der Parzellenbreiten, Vereinheitlichung der Traufhöhen, immer gleiche Fassadengestaltung.

3 Zurich, old town renovation: situation in 1951 (above) and renovation project (below) for a row of houses (Fortunagasse) in line with prevailing ideas about townscape restoration, namely, regular plot widths, uniform eaves height, and unvarying façade design.



4 Das Hochhausquartier von Spreitenbach im Limmattal zwischen Zürich und Baden: ein wichtiges städtebaugeschichtliches Denkmal der Hochkonjunktur und ein Hauptgegenstand der Kritik am modernen Städtebau in den 1970er Jahren – aber ein Stück Baukultur? Foto 1982.

4 The high-rise district of Spreitenbach in the Limmat Valley between Zurich and Baden: an important monument to prosperity in terms of urban history and a main butt of criticism of 1970s modern urban planning – but also a Baukultur item? Photograph taken in 1982.



Baukultur und Heimatschutz waren schon um 1900 etwas anderes als Denkmalpflege und sind es auch geblieben. Die Heimatschutzbewegung verhalf dem damals bereits etablierten Fach der Denkmalpflege zu einer ungeahnten Breitenwirkung. Indem sich das Tätigkeitsgebiet potenziell auf das gesamte Stadt- und Landschaftsbild ausweitete, fokussierte das Fach nun aber oft mehr auf das stimmige Gesamtbild und das Bauen im Bestand. Das stimmige Gesamtbild überzeugt durch sein Identifikationspotenzial für die breite Bevölkerung, aber die übermässige Betonung der «Identität» ist, wie wir auch aus unserer Gegenwart wissen, Gift für die kontroverse Debatte.

Baukultur ist zukunftsorientiert und soll uns Anweisungen geben, wohin sich das Bauen entwickeln könnte. Die Denkmalpflege weiss nicht, wie es sein sollte, oder sie sollte es zumindest nicht wissen. Sie kümmert sich um die Hinterlassenschaften der Geschichte und pflegt diese, damit wir sie auch zukünftig in ihrer ganzen Andersartigkeit begreifen können. Von der Denkmalpflege aus gesehen: Darin, etwas ganz Andersartiges zu einem Vorbild für Heutiges zu machen, liegt aber nicht unbedingt etwas Zwingendes. Von der Baukulturdebatte aus gesehen: Wenn man die Zukunft von der Vergangenheit aus denkt, könnte sie ziemlich eng werden. Könnte es sein, dass es für beide Seiten einen Vorteil bedeutet, wenn sie sich in respektvoller Distanz zueinander entwickeln können?

- 1 Vgl. Ákos Moravánszky, Politik, Prozess oder Produkt. Historischer Wandel des Begriffs «Baukultur», in: TEC21, 36.2015, S. 32–38.
- 2 Früheste mithilfe von Google Books gefundene Belege: Hermann M. Schirmer, Der Studienbezirk zur Aufklärung der norwegischen mittelalterlichen Baucultur, in: Zeitschrift für das Bauwesen, 1889, Sp. 37–72; Hermann Schiller, Geschichte des Altertums (Weltgeschichte 1), Berlin: W. Spemann, 1900, S. 384, wo von der «Baukultur der Etrusker» die Rede ist.
- 3 Die früheste Verwendung des Begriffs in der (schweizerischen) Heimatschutzbewegung findet sich bezeichnenderweise in einem ganz unschuldigen Artikel von Benedikt Hartmann über das «alte Chur» von 1911 (Aus dem alten Chur, in: Heimatschutz 6, 5.1911, S. 33–39, hier S. 34 und 39). Eine Recherche auf www.e-periodica.ch genügt, um die breite Aufnahme des Begriffs ab etwa 1913 festzustellen. Zitate: Heimatschutz, 9.1914, S. 143 (Arist Rollier); ebd., 5.1913, S. 65 (Jules Coulin); ebd., 1.1913, Sw. 13 (ders.).
- 4 Zu Schultze-Naumburg vgl. in diesem Zusammenhang vom Verf.: Melchior Fischli, Paul Schultze-Naumburg: Staedtebau, 1906 (Kulturarbeiten, Bd. IV), in: Vittorio Magnago Lampugnani, Katrin Albrecht, Helene Bihlmaier, Lukas Zurfluh (Hg.), Manuale zum Städtebau. Die Systematisierung des Wissens von der Stadt, 1870–1950, Berlin: DOM publishers 2017, S. 94–111.
- 5 Paul Schultze-Naumburg: Hausbau (Kulturarbeiten, Bd. I), München: Callwey, [1901], o. S. (Vorwort).
- 6 Ebd., o. S. (Vorwort), S. 92.
- 7 Zur Person Schultze-Naumburgs vgl. Hans-Rudolf Meier, Daniela Spiegel (Hg.), Kulturreformer. Rassenideologe. Hochschuldirektor. Der lange Schatten des Paul Schultze-Naumburg, Heidelberg: arthistoricum.net 2018 (www.doi.org/10.11588/arthistoricum.352.486; Zugriff 13.3.2022) sowie die Überlegungen bei Fischli 2017 (wie Anm. 4).
- 8 Vgl. Moravánszky 2015 (wie Anm. 1).